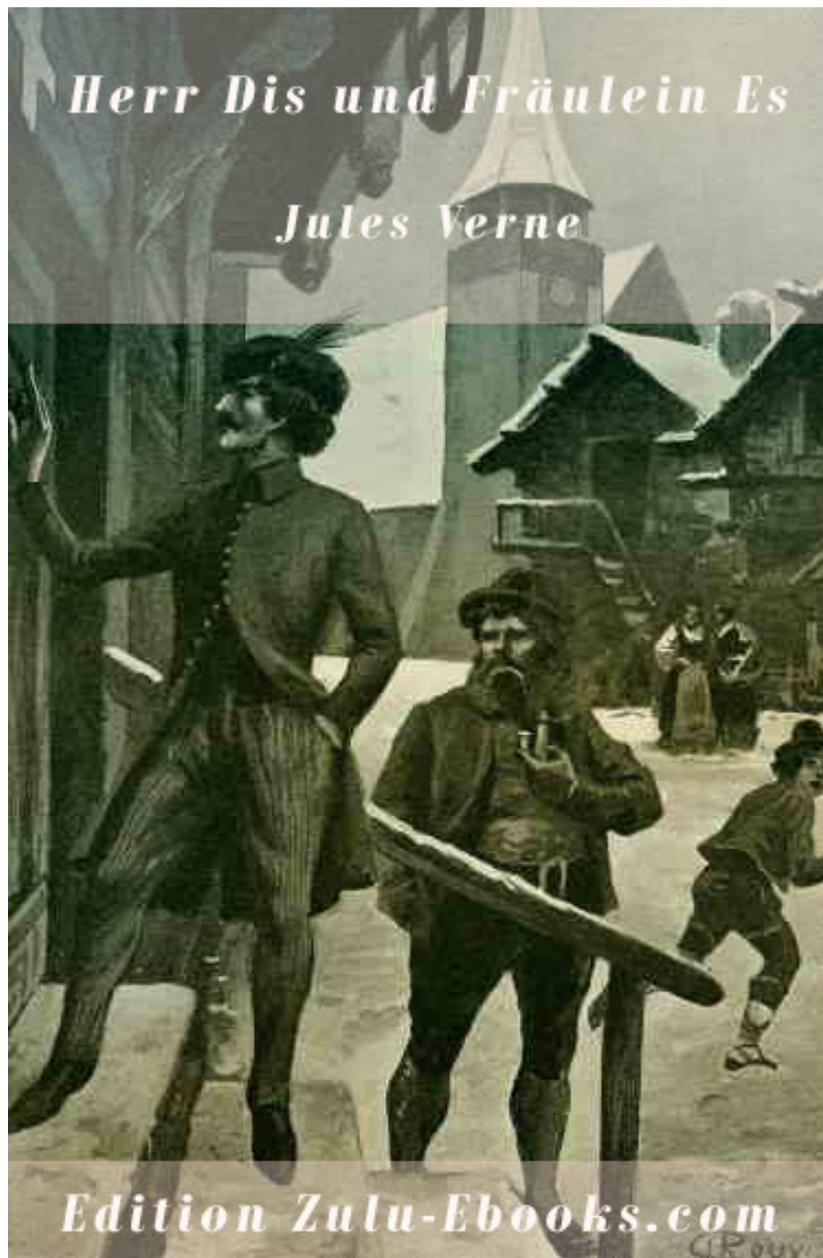


Edition Zulu-Ebooks.com



Herr Dis und Fräulein Es

von
Jules Verne

1828–1905

I

Wir waren an die dreißig Kinder in der Schule von Kalfermatt, etwa zwanzig Knaben im Alter von sechs bis zwölf und rund zehn Mädchen im Alter von vier bis neun Jahren. Wenn ihr wissen möchtet, wo genau sich dieses Nest befindet, so kann ich euch sagen, daß es gemäß meinem Geographiebuch (S. 47) in einem der katholischen Kantone der Schweiz, nicht weit vom Bodensee entfernt, am Fuße der Appenzeller Berge liegt.

»Nun denn, du dort hinten, Joseph Müller!«

»Ja, Herr Walrügis?« antwortete ich.

»Was schreibst du, während ich diese Geschichtsstunde abhalte?«

»Ich mache Notizen, Herr Lehrer.«

»Gut.«

In Tat und Wahrheit zeichnete ich ein Männchen, während der Lehrer uns zum tausendsten Mal die Geschichte von Wilhelm Tell und vom grausamen Gessler erzählte. Niemand beherrschte sie so gut wie er. Der einzige Punkt, den er noch nicht geklärt hatte, war folgender: Zu welcher Sorte, zu den Renetten oder zu den Schlotteräpfeln, gehörte der historische Apfel, den der Held der Eidgenossenschaft auf den Kopf seines Sohnes gelegt hatte und über den ebensoviel diskutiert wird wie über jenen, den unsere Stammutter Eva vom Baum des Guten und des Bösen gepflückt hatte?

Der Marktflecken Kalfermatt befindet sich in vorteilhafter Lage in einer jener Bodensenken, die man als »Wanne« bezeichnet. Die Senke ist auf der Vorderseite eines Gebirges eingebettet, wo sie im Sommer von den Sonnenstrahlen nicht erreicht wird. Das von üppigem Laubwerk beschattete Schulhaus am äußersten Dorfrand sieht keineswegs wie eine grimmige Fabrik für die Ausbildung von Primarschülern aus. Es bietet einen heiteren Anblick, ist von stattlicher Erscheinung mit seinem weiten bepflanzten Hof, einer Spielhalle für Regentage und einem kleinen Turm, in dem die Glocke singt wie ein Vogel im Gezweig.

Herr Walrügis leitet die Schule gemeinsam mit seiner Schwester Lisbeth, einer alten Jungfer, die strenger ist als er. Die beiden bestreiten zusammen den Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, in Geographie und Geschichte – in der Geschichte und Geographie der Schweiz wohlverstanden. Wir gehen jeden Tag zur Schule, außer am Donnerstag und Sonntag. Man trifft um acht Uhr ein mit einem Korb und den mit einem Riemen zusammengeschnallten Büchern. Der Korb enthält etwas zum Essen: Brot, kaltes Fleisch, Käse, Obst, zusammen mit einer halben Flasche verschnittenen Weines. Die Bücher enthalten etwas zum Lernen: Diktate, Zahlen, Aufgaben. Um vier Uhr trägt man den bis auf die letzten Brosamen leergegessenen Korb wieder nach Hause.

» ... Fräulein Betty Clère ...?«

»Herr Walrügis ...?« antwortete das Mädchen.

»Du scheinst nicht darauf zu achten, was ich diktieren. Wo bin ich stehengeblieben, bitte?«

»Im Augenblick«, sagte Betty stammelnd, »da Tell sich weigert, den Hut zu grüßen ...«

»Falsch! Wir sind nicht mehr beim Gesslerhut, sondern beim Apfel welcher Sorte auch immer!«

Betty Clère senkte ganz verwirrt den Blick, nachdem sie mich mit ihren lieben Augen angeschaut hatte, die mir so sehr gefielen.

»Zweifellos«, setzte Herr Walrügis ironisch hinzu, »hätten Sie mit Ihrer Vorliebe für Lieder mehr Freude an dieser Geschichte, wenn sie, statt vorgelesen, gesungen würde! Aber nie wird es ein Komponist wagen, ein solches Thema in Musik umzusetzen!«

Vielleicht hatte unser Schulmeister recht? Welcher Komponist würde sich anmaßen, solche Töne anzuschlagen ...! Und doch, wer weiß ...? Vielleicht in der Zukunft ...?

Aber Herr Walrügis fährt mit seinem Diktat fort. Ob groß oder klein, wir sind ganz Ohr. Man könnte den Pfeil von Wilhelm Tell durch das Klassenzimmer schwirren hören ... das hundertste Mal seit den letzten Schulferien.

II

Mit Sicherheit räumt Herr Walrügis der Musik lediglich einen sehr untergeordneten Rang ein. Hat er recht? Wir waren damals zu jung, um uns darüber eine Meinung zu bilden. Denkt bloß, ich gehörte zu den Großen und war noch keine zehn Jahre alt. Und doch liebte ein gutes Dutzend von uns die Heimatlieder, die alten Abendlieder und auch die kirchlichen Festhymnen sowie die Wechselgesänge aus dem Chorgesangbuch, wenn die Orgel der Kalfermutter Kirche sie begleitete. Dann erzittern die Glasscheiben der Fenster, die Kinder des Schülerchors lassen ihre Stimmen im Falsett ertönen, die Weihrauchkessel schwanken hin und her, und es ist, als ob die Liedstrophen, die Motetten, die Wechselgesänge inmitten der duftenden Dämpfe davonschweben würden ...

Ich möchte mich nicht selbst rühmen, das ist eine Untugend, und obwohl ich zu den Besten der Klasse gehörte, ist es nicht an mir, das zu sagen. Wenn ihr mich jetzt fragt, weshalb man mir, Joseph Müller, dem Sohn des Wilhelm Müller und der Margarete Haas, heute als Nachfolger seines Vaters Posthalter in Kalfermatt, den Übernamen Dis gab und weshalb Betty Clère, Tochter des Hans Clère und der Jenny Rose, Gastwirte am genannten Ort, den Übernamen Es bekam, so kann ich euch antworten: »Geduld, ihr werdet es gleich erfahren. Geht nicht schneller voran, als es sich gehört, meine lieben Kinder.« Sicher ist, daß unsere beiden Stimmen sich vortrefflich miteinander vermählten, während wir darauf warteten, uns selbst miteinander zu vermählen. Und zu dem Zeitpunkt, da ich diese Geschichte aufschreibe, bin ich schon in einem schönen Alter, meine lieben Kinder, und weiß Bescheid über Dinge, die ich damals – sogar auf musikalischem Gebiet – noch nicht wußte.

Ja, Herr Dis hat Fräulein Es geheiratet, und wir sind sehr glücklich geworden, und unsere Geschäfte waren dank Fleiß und gutem Benehmen erfolgreich! Wenn ein Posthalter sich nicht zu benehmen wüßte, wer weiß ...

Also, vor etwa vierzig Jahren sangen wir in der Kirche, denn ich muß euch sagen, daß die kleinen Mädchen wie auch die kleinen Knaben der Singschule von Kalfermatt angehörten. Man fand dies nicht unpassend, und das mit Recht. Wer hat sich schon je darüber Sorgen gemacht, ob die Engel im Himmel männlichen oder weiblichen Geschlechts sind?

III

Der Schülerchor unseres Marktfleckens war dank seinem Leiter, dem Organisten Eglisack, weitherum bekannt. Was war er doch für ein Meister im Solfeggieren, und mit wieviel Geschick ließ er uns Stimmübungen machen! Erstaunlich, wie er uns den Takt, die Notenlänge, die Klangfarbe, den Grundton, die Tonleiter beibrachte! Sehr tüchtig war er, wirklich sehr tüchtig, der ehrenwerte Eglisack ... Man sagte von ihm, er sei ein genialer Musiker, ein unübertroffener Kontrapunktist, und er habe eine außergewöhnliche Fuge, eine vierstimmige Fuge komponiert.

Da wir nicht so recht wußten, was das war, fragten wir ihn eines Tages danach.

»Eine Fuge«, antwortete er und hob seinen Kopf, der die Form einer Baßgeige hatte.

»Ist es ein Musikstück?« fragte ich.

»Ein Stück erhabener Musik, mein Kind.«

»Wir möchten es gerne hören«, rief ein kleiner Italiener namens Farina, der eine hübsche Altstimme besaß, die hinaufstieg ... und hinaufstieg ... bis zum Himmel.

»Ja«, fügte der kleine Deutsche Albert Hockt hinzu, dessen Stimme hinabstieg ... und hinabstieg ... bis auf den Grund der Erde.

»Bitte, Herr Eglisack ...!« wiederholten die anderen kleinen Knaben und Mädchen.

»Nein, Kinder. Ihr werdet meine Fuge erst kennenlernen, wenn sie vollendet ist ...«

»Und wann wird das sein?« fragte ich.

»Nie.«

Wir blickten uns an, und er lächelte hintergründig.

»Eine Fuge ist nie vollendet«, sagte er zu uns. »Man kann immer neue Stimmen hinzufügen.«

Also bekommen wir die berühmte Fuge des weltlichen Eglisack nie zu Gehör; aber er hatte den Hymnus zu Ehren des heiligen Johannes für uns in Musik umgesetzt, ihr wißt ja, jenen Psalm, dessen Anfangsilben Guido d'Arezzo zur italienischen Bezeichnung der Töne verwendete:

Ut (Do) queant laxis

Resonare fibris

Mira gestorum

Famuli tuorum,

Solve polluti,

Labii reatum,

Sancte Joannes.

Das Si existierte zur Zeit von Guido d'Arezzo noch nicht. Erst im Jahr 1026 ergänzte ein gewisser

Guido die Tonleiter, indem er den siebten Ton hinzufügte, und nach meiner Meinung hat er gut daran getan.

Wirklich, wenn wir diesen Hymnus sangen, waren die Leute von weither gekommen, nur um ihn zu hören. Was aber die Bedeutung dieser merkwürdigen Worte anbelangt, so kannte sie an der Schule niemand, nicht einmal Herr Walrügis. Man nahm an, es handle sich um Latein, aber das war nicht so sicher. Immerhin soll dieser Psalm am Tag des Jüngsten Gerichts gesungen werden, und sehr wahrscheinlich wird der Heilige Geist, der alle Sprachen kennt, ihn in das Idiom des Paradieses übersetzen.

Und trotzdem galt Herr Eglisack als ein großer Komponist. Unglücklicherweise litt er jedoch an einem sehr bedauernswerten Gebrechen, das die Tendenz hatte, sich zu verschlimmern: er wurde im Alter schwerhörig. Wir bemerkten es, aber er wollte es nicht zugeben. Übrigens schrien wir, wenn wir mit ihm sprachen, um ihm keinen Kummer zu bereiten, und es gelang uns, sein Trommelfell mit unseren Falsettstimmen in Schwingung zu versetzen. Aber die Stunde seiner völligen Taubheit nahte.

Es geschah an einem Sonntag, nach der Vesper. Der letzte Psalm der Komplet war soeben beendet, und Eglisack gab sich auf der Orgel den Launen seiner Phantasie hin. Er spielte, er spielte, und das wollte nicht mehr aufhören. Man wagte die Kirche nicht zu verlassen aus Furcht, ihn in Verlegenheit zu bringen. Aber da setzte der Balgtreter aus, ihn hatten die Kräfte verlassen. Der Orgel geht die Luft aus ... Eglisack hat es nicht bemerkt. Seine Finger schlugen die Akkorde an, breiten die Arpeggien aus. Kein einziger Ton kommt heraus, und doch hört er sich immer noch in seiner Künstlerseele ... Man hat begriffen: er ist vom Unglück getroffen worden. Niemand wagt es ihm zu sagen, obwohl der Balgtreter die enge Treppe von der Empore herabgestiegen ist ...

Eglisack hörte nicht zu spielen auf. Und den ganzen Abend ging es so weiter, auch die ganze Nacht hindurch, und noch am nächsten Tag bewegte er seine Finger auf der stummen Tastatur. Man mußte ihn wegschleppen ... Der Arme wurde sich endlich bewußt, daß er taub war. Aber das hinderte ihn nicht daran, seine Fuge zu vollenden. Er würde sie nie hören, das war alles.

Seit jenem Tage spielte in der Kirche von Kalfermatt die große Orgel nicht mehr.

IV

Sechs Monate gingen vorüber. Es kam ein sehr kalter November. Ein weißer Mantel bedeckte das Gebirge und reichte bis in die Straßen hinunter. Wir kamen mit einer roten Nase und mit blau angelaufenen Wangen in der Schule an. Ich wartete an der Ecke des Dorfplatzes auf Betty. Wie hübsch sie doch aussah unter der hochgeschlagenen Kapuze!

»Bist du es, Joseph?« fragte sie.

»Ja, ich bin es, Betty. Es ist bissigkalt heute morgen. Pack dich gut ein! Knöpfe deinen Pelzmantel zu ...«

»Ja, Joseph. Wollen wir nicht rennen?«

»Sicher. Gib mir deine Bücher, ich werde sie tragen. Paß auf, damit du dich nicht erkältest. Es wäre wirklich ein Unglück, wenn du deine hübsche Stimme verlieren würdest ...«

»Und du erst, Joseph, deine Stimme!«

Es wäre tatsächlich ein Unheil gewesen. Und nachdem wir in unsere Hände gehaucht hatten, rannten wir aus Leibeskräften los, um warm zu bekommen. Zum Glück war das Klassenzimmer geheizt. Der Ofen fauchte. Mit dem Holz wurde nicht gespart. Es gibt so viel davon am Fuß des Berges, und der Wind sorgt dafür, daß es gefällt wird. Man braucht es nur noch aufzulesen. Wie lustig knisterten die Zweige! Wir setzten uns dicht gedrängt um das Feuer. Herr Walrügis blieb auf seinem Katheder, seine pelzgefütterte Mütze hatte er bis zu den Augen heruntergezogen. Prasselndes Knallen begleitete die Geschichte von Wilhelm Tell, als wären es Gewehrschüsse. Und ich dachte, wenn Gessler nur einen einzigen Hut besessen habe, so müsse er sich erkältet haben, während seiner zuoberst an der Stange hing, falls sich diese Dinge im Winter ereignet hatten!

Wir arbeiteten tüchtig: Lesen, Schreiben, Rechnen, Auswendiglernen, Diktat, und der Lehrer war zufrieden. Hingegen ruhte der Musikunterricht. Man hatte niemanden gefunden, der den alten Eglisack hätte ersetzen können. Natürlich würden wir alles, was er uns beigebracht hatte, vergessen! Wie klein war doch die Wahrscheinlichkeit, daß je ein anderer Leiter an die dörfliche Singschule nach Kalfermatt kommen würde! Schon begann die Kehle zu rosten, die Orgel auch, und das würde Reparaturen kosten, Reparaturen ...

Der Pfarrer verbarg seinen Verdruß keineswegs. Wie oft sang er doch falsch, der Arme, jetzt, da ihn die Orgel nicht mehr begleitete, besonders während der Einleitung zur Messe! Die Tonlage wurde immer tiefer, und wenn er das *supplici confessione dicentes* anstimmen sollte, konnte er lange die Noten unter seinem Chorhemd suchen, er fand sie nicht mehr. Das reizte einige zum Lachen. Bei mir erregte es Mitleid – bei Betty auch. Nichts war jetzt so erbärmlich wie die Gottesdienste. An Allerheiligen gab es keine einzige schöne Musik, und Weihnachten kam näher mit seinen Gloria, seinen Adeste Fideles, seinen Exultet ...!

Der Pfarrer hatte es zwar mit einem anderen Mittel versucht, nämlich, die Orgel durch ein Schlangenhorn zu ersetzen. Zumindest würde er mit einem Schlangenhorn nicht mehr falsch singen. Die Schwierigkeit bestand nicht darin, sich dieses vorsintflutliche Instrument zu beschaffen. Es gab eines, das an der Wand der Sakristei hing und dort seit Jahren schlief. Aber wo den Bläser hernehmen? Könnte denn nicht der Balgtreter dafür zu gebrauchen sein, der jetzt

ohne Beschäftigung war? »Kannst du blasen?« fragte ihn der Pfarrer eines Tages.

»Ja«, entgegnete der gute Mann, »mit meinem Blasebalg, aber nicht mit meinem Mund.«

»Macht nichts! Versuche es doch einmal ...«

»Ich will es versuchen.«

Und er versuchte es, er blies in das Schlangenhorn, aber der Ton, den er hervorbrachte, war jämmerlich. Lag es an ihm, lag es an dem hölzernen Tier? Schwer zu sagen. Man mußte also verzichten, und wahrscheinlich würde die kommende Weihnachtsfeier ebenso traurig sein wie das verflossene Allerheiligenfest. Denn wenn die Orgel mangels Eglisack ausfiel, funktionierte auch der Schülerchor nicht. Niemand, der uns Gesangstunden erteilte, niemand, der den Takt schlug: Die Kalfermatten waren untröstlich. Da ereignete sich im Dorf eines Abends eine Revolution.

Man schrieb den 15. Dezember. Es herrschte eine trockene Kälte, eine Kälte, die jeden Luftzug weit weg zu tragen vermag. Der Klang einer Stimme auf dem Berggipfel wäre dann im Dorf hörbar; ein Pistolenschuß, in Kalfermatt abgegeben, würde Reischarden erreichen, und das ist eine gute Meile von uns entfernt.

Ich war an jenem Samstag zum Nachtessen bei Herrn Giere. Keine Schule am nächsten Tag. Wenn man die ganze Woche gearbeitet hat, ist es erlaubt, am Sonntag zu ruhen, nicht wahr? Wilhelm Tell hat auch das Recht, seine Arbeit niederzulegen, denn er muß müde sein, nachdem er eine Woche lang von Herrn Walrügis ausgefragt wurde.

Das Haus des Gastwirts grenzte an den kleinen Dorfplatz, es stand linkerseits, fast gegenüber der Kirche, deren Wetterfahne man auf der Turmspitze knarren hörte. Etwa ein halbes Dutzend Gäste hielten sich bei Clère auf, und man war an jenem Abend übereingekommen, daß Betty und ich ihnen ein hübsches Abendlied von Salviati vorsingen würden.

Nach dem Abendessen hatte man also das Geschirr abgeräumt, die Stühle ordentlich hingestellt, und wir wollten gerade beginnen, als ein ferner Ton unser Ohr erreichte.

»Was ist das?« fragte einer.

»Es ist, als käme es aus der Kirche«, antwortete ein anderer.

»Aber, das ist ja die Orgel ...!«

»Wo denkst du hin? Die Orgel spielt doch nicht ganz von alleine ...!«

Indessen hörte man deutlich, wie die Klänge aus der Kirche strömten, einmal crescendo, dann wieder diminuendo, und sie schwellen manchmal an, als würden sie den mächtigen Bombarden des Instrumentes entweichen.

Man öffnete trotz der Kälte die Tür des Gasthauses. Das alte Gotteshaus war dunkel, kein einziger Lichtschimmer drang durch die Fenster des Kirchenschiffs. Zweifellos war es nur der Wind, der durch irgendeinen Mauerspalt strich. Wir hatten uns getäuscht. Man wollte gerade wieder zur Abendunterhaltung zurückkehren, als sich das Phänomen in einer solchen Lautstärke wiederholte, daß kein Irrtum mehr möglich war.

»Aber man spielt doch in der Kirche!« rief Jean Clère aus.

»Das ist bestimmt der Teufel!« sagte Jenny.

»Kann der Teufel Orgel spielen?« erwiderte der Gastwirt.

»Und warum nicht?« dachte ich für mich selber.

Betty ergriff meine Hand. »Der Teufel?« fragte sie.

Inzwischen sind am Dorfplatz die Türen nach und nach aufgegangen; Menschen erscheinen an den Fenstern. Man stellt sich gegenseitig Fragen. Jemand im Gasthof meint: »Der Priester wird einen Organisten gefunden haben, den er hieher bestellt hat.«

Weshalb hatten wir bloß nicht an diese einfache Erklärung gedacht? Soeben ist der Pfarrer auf der Schwelle seines Hauses aufgetaucht.

»Was geht hier vor?« fragt er.

»Es wird auf der Orgel gespielt, Herr Pfarrer«, ruft ihm der Gastwirt zu.

»Nun gut! Das ist Eglisack, der sich wieder an seine Klaviatur gesetzt hat.«

In der Tat hindert die Taubheit niemanden daran, seine Finger über die Tasten gleiten zu lassen, und es ist möglich, daß der alte Meister von der Laune gepackt wurde, mit dem Balgtreter nochmals auf die Orgelmpore zu steigen. Man muß hingehen und sehen. Aber der Eingang zur Kirche ist geschlossen.

»Joseph«, sagt der Pfarrer zu mir, »geh rasch zu Eglisack.«

Ich laufe hin mit Betty an der Hand, die mich nicht loslassen wollte.

Fünf Minuten später sind wir zurück.

»Nun?« fragt der Pfarrer.

»Der Meister ist zu Hause«, sage ich atemlos.

Das stimmte. Seine Magd hatte mir bestätigt, daß er in seinem Bett wie ein Murmeltier schlafe und der ganze Orgellärm ihn nicht hätte aufwecken können.

»Aber wer ist es denn?« murmelt Frau Clère eher beunruhigt.

»Wir werden es gleich wissen!« ruft der Pfarrer aus und knöpft seinen Pelzmantel zu.

Die Orgel spielte weiter. Es war, als würde ein Sturm von Tönen aus ihr aufsteigen. Die sechzehnfüßigen Pfeifen dröhnten unter vollem Winddruck; das mächtige Gemshorn stieß laute Wohlklänge aus; selbst das zweiunddreißigfüßige Register, das den tiefsten Ton erzeugt, beteiligte sich an diesem ohrenbetäubenden Konzert. Es war, als würde ein musikalischer Windstoß über den Platz fegen. Man hätte glauben können, die Kirche sei nur noch ein riesiges Orgelgehäuse mit dem Turm als Schnarrwerk, das phantastische Kontra-F von sich gab.

Ich habe gesagt, das Hauptportal sei geschlossen gewesen, aber auf der anderen Seite der Kirche stand die kleine Tür genau gegenüber dem Wirtshaus »Clère« halb offen. Durch diesen Eingang mußte der Eindringling die Kirche betreten haben. Zuerst ging der Pfarrer, dann der Küster, der eben hinzugekommen war, hinein. Im Vorbeigehen tauchten sie vorsichtshalber ihre Finger in die Weihwasserschale und bekreuzigten sich. Dann tat das ganze Gefolge dasselbe.

Plötzlich hörte das Orgelspiel auf. Das von dem geheimnisvollen Organisten gespielte Stück endete auf einem Quartsextakkord, der sich unter dem düsteren Gewölbe verlor.

War der Auftritt all dieser Leute daran schuld, daß dem Künstler die Inspiration entzogen wurde? Wir hatten Anlaß, es anzunehmen. Aber nun versank das zuvor mit Harmonien gefüllte Kirchenschiff wieder in Schweigen, denn wir standen alle stumm zwischen den Säulen mit einem

ähnlichen Gefühl, wie wenn man nach einem hellen Blitz auf das Krachen des Donners wartet.

Aber das hielt nicht lange an. Wir mußten wissen, woran wir waren. Der Küster und zwei bis drei der Tapfersten schritten zur Wendeltreppe am Ende des Kirchenschiffs, die zur Orgelempore hinaufführt. Sie erklimmen die Stufen. Als sie oben ankamen, fanden sie niemanden. Der Deckel über der Klaviatur war zugeklappt. Der Blasebalg, noch halb mit der Luft gefüllt, die nicht mehr entweichen konnte, bewegte sich nicht, sein Hebel ragte in die Luft.

Sehr wahrscheinlich war es dem Eindringling gelungen, den Tumult und die Dunkelheit auszunützen, um die Wendeltreppe hinabzusteigen, durch die kleine Tür zu verschwinden und durchs Dorf zu flüchten.

Sei dem, wie ihm wolle: Der Küster fand, daß es vielleicht angebracht wäre, vorsichtshalber eine Teufelsbeschwörung vorzunehmen. Aber der Pfarrer war dagegen, und er hatte recht, denn er hätte diese Beschwörung umsonst durchgeführt.

V

Am nächsten Tag hatte der Marktflecken Kalfermatt einen – ja sogar zwei – Einwohner mehr. Man sah sie über den Dorfplatz spazieren, die Hauptstraße entlang flanieren, einen Abstecher zum Schulhaus machen und schließlich zum Gasthof »Clère« zurückkehren, wo sie ein Doppelzimmer belegten, ohne anzugeben, für wie lange.

»Es kann einen Tag, eine Woche, einen Monat, ein Jahr sein«, hatte – so berichtete mir Betty, als sie mich auf dem Dorfplatz traf – die bedeutendere der beiden Personen gesagt.

»Ist es vielleicht der Organist von gestern?« fragte ich.

»In der Tat, das wäre möglich, Joseph.«

»Mit seinem Balgtreter ...?«

»Zweifellos der Dicke«, antwortete Betty.

»Und wie sind sie?«

»Wie alle Menschen.«

Wie alle Menschen, das war klar, da sie einen Kopf zwischen den Schultern, am Oberkörper angewachsene Arme und zuunterst an den Beinen Füße hatten. Aber man kann das alles besitzen und doch niemandem gleichen. Und das wurde mir bewußt, als ich die beiden so fremdartigen Fremden gegen elf Uhr erblickte.

Sie gingen einer hinter dem andern.

Der eine, fünfunddreißig bis vierzig Jahre alt, war schwächling, mager, wie ein großer Reiher mit einem langen gelblichen Gehrock als Gefieder, dessen Beine von einem engen Strumpf umhüllt waren, aus welchem spitze Füße hervorragten, und der eine weit ausladende Mütze mit einem Federbusch trug. Wie schmal und kahl war doch sein Kopf! Zusammengekniffene kleine Augen, aber mit stechendem Blick und voller Glut in der Tiefe der Pupillen, weiße, spitze Zähne, lange Nase, zusammengepreßte Lippen, vorspringendes Kinn. Und was für Hände! Lange, lange Finger ... Finger, die sich auf einer Klaviatur über anderthalb Oktaven spannen konnten!

Der andere war untersetzt, alles nur Schultern, alles nur Brust, ein dicker Kopf mit struppigem Haar unter einem gräulichen Filz, mit dem Gesicht eines starrköpfigen Stieres, einem Bauch in der Form eines Baßschlüssels; ein Kerl von etwa dreißig Jahren und von einer Kraft, mit der er die stärksten Männer der Gemeinde verprügeln könnte.

Niemand kannte die beiden. Man sah sie zum erstenmal in der Gegend. Mit Sicherheit waren es keine Schweizer, sondern eher Leute aus dem Osten, von jenseits des Gebirges, aus dem Ungarischen. Und tatsächlich erfuhren wir später, daß dem so war.

Nachdem sie im Gasthof »Clère« eine Woche im voraus bezahlt hatten, nahmen sie mit großem Appetit ein Mittagsmahl ein und verschmähten dabei auch die guten Dinge nicht. Und nun machten sie einen Rundgang, gingen im Gänsemarsch, wobei der Große die Arme schlenkerte, schlendernd umherschaut, vor sich hin sang, unaufhörlich die Finger bewegte und sich manchmal mit der Hand auf den Nacken schlug und immer wieder sagte: »Das A ... das A ...! Gut!«

Der Dicke wälzte sich mit rollenden Hüften vorwärts und rauchte eine saxophonförmige Pfeife, der ganze Fluten weißlicher Wolken entströmten.

Ich starrte sie mit weitoffenen Augen an, da erblickte mich der Große und winkte mich zu sich heran.

Ehrlich gesagt, ich hatte ein wenig Angst, aber schließlich ging ich das Wagnis ein, und er fragte mit einer Stimme, die wie das Falsett eines Chorknaben klang: »Das Haus, wo der Priester wohnt, Kleiner?«

»Das Haus, wo ... das Pfarrhaus ...?«

»Ja. Kannst du mich hinführen?«

Ich fürchtete, daß der Pfarrer mir einen Verweis erteilen würde, wenn ich ihm diese beiden Individuen bringe – besonders den Großen, dessen Blick mich fesselte. Ich hätte gerne nein gesagt. Aber es war unmöglich, und schon strebte ich dem Pfarrhaus zu.

Als wir noch etwa fünfzig Schritte davon entfernt waren, zeigte ich auf die Tür und brachte mich rennend, in Sicherheit, während der Türklopfer drei Achtel- und dann eine Viertelnote anschlug.

Auf dem Dorfplatz erwarteten mich ein paar Kameraden zusammen mit Herrn Walrügis. Dieser fragte mich aus, und ich berichtete, was geschehen war. Man schaute mich an ... Denkt bloß! Er hatte mit mir gesprochen!

Aber das, was ich zu erzählen wußte, brachte uns nicht viel weiter hinsichtlich der Gründe, welche die beiden Männer nach Kalfermatt geführt hatten. Warum das Gespräch mit dem Pfarrer? Wie war wohl sein Empfang gewesen? Und hoffentlich war ihm kein Unheil zugestoßen oder seiner Magd, einer Frau von ehrwürdigem Alter, die manchmal etwas wirr im Kopf war!

Alles erklärte sich am Nachmittag.

Der seltsame Typ – der größere – hieß Effarane. Er war Ungar, zugleich Künstler, Orgelstimmer und Orgelbauer, der Reparaturen ausführte, von Stadt zu Stadt zog und mit diesem Beruf seinen Lebensunterhalt bestritt.

Er war es gewesen, das war leicht zu erraten, der am Abend zuvor, nachdem er mit dem anderen, seinem Gehilfen und Balgtreter, die Seitentür benutzt hatte, in der alten Kirche den Widerhall hervorgerufen hatte, indem er einen Sturm von Wohlklängen entfesselte. Aber nach seinen Worten benötigte das teilweise schadhafte Instrument einige Reparaturen, und er anerkannte sich, sie zu einem sehr günstigen Preis auszuführen. Mit Zeugnissen belegte er seine Befähigung zu solchen Arbeiten.

»Machen Sie es, bitte ... machen Sie es!« hatte der Pfarrer geantwortet, sich beeilend, das Angebot anzunehmen. Und er hatte hinzugefügt: »Zweimal sei dem Himmel Dank, uns einen so bedeutenden Orgelbauer wie Sie zu schicken, und dreimal würde ich dem Himmel danken, wenn er uns auch einen Organisten bescheren würde ...«

»Ach, so ist also der arme Eglisack ...?« fragte Meister Effarane.

»Taub wie eine Nuß. Sie kennen ihn?«

»Nun, wer kennt den Mann der Fuge nicht?«

»Es sind nun schon sechs Monate her, seit er nicht mehr in der Kirche spielt und auch nicht mehr an der Schule unterrichtet. Deshalb haben wir an Allerheiligen eine Messe ohne Musik abgehalten, und wahrscheinlich werden wir an Weihnachten ...«

»Machen Sie sich keine Sorgen, Herr Pfarrer«, entgegnete Meister Effarane. »Ich kann die Reparaturen bis in vierzehn Tagen beenden, und wenn Sie wollen, werde ich mich, wenn Weihnachten erst da ist, an die Orgel setzen.«

Und während er sprach, bewegte er seine endlos langen Finger, zog sie wie Gummischläuche in die Länge und knackte mit den Gelenken.

Der Pfarrer dankte dem Künstler mit freundlichen Worten und fragte ihn, was er von der Kalfermatter Orgel halte.

»Sie ist gut«, erwiderte Meister Effarane, »aber unvollständig.«

»Und was fehlt ihr denn? Hat sie nicht vierundzwanzig Register, ganz zu schweigen vom Register der menschlichen Stimmen?«

»Nun, was ihr fehlt, Herr Pfarrer, ist gerade das Register, das ich erfunden habe und womit ich solche Instrumente auszustatten versuchte.«

»Welches Register denn?«

»Das Register der Kinderstimmen«, entgegnete der sonderbare Kerl und richtete seine lange Gestalt auf. »Ja, ich habe diese Ergänzung ersonnen! Es wird das Ideal sein, und dann wird mein Name besser klingen als die Namen von Fabri, von Kleng, von Erhart Smid, von André, von Castendorfer, von Krebs, von Müller, von Agricola, von Kranz, die Namen von Antegnati, von Costanzo, von Graziadei, von Serassi, von Tronci, von Nanchinini, von Callido, die Namen von Sébastien Erard, von Abbey, von Cavallé- Coll ...«

Der Pfarrer mußte befürchten, daß das Namensregister bis zur bevorstehenden Vesperzeit nicht beendet sein würde.

Dann fugte der Orgelbauer hinzu, indem er sich mit den Fingern durchs Haar fuhr: »Und wenn mir das mit der Orgel von Kalfermatt gelingt, wird sich keine andere Orgel mit ihr vergleichen lassen, weder jene der Alexander-Kathedrale in Bergamo, noch jene der Pauls-Kathedrale in London, noch jene in Freiburg, noch jene in Harlem, noch jene in Amsterdam, noch jene in Frankfurt, noch jene in Weingarten, noch jene in der Notre-Dame zu Paris, in der Madeleine, in Saint-Roch, in Saint-Denis, in Beauvais ...«

Und er sagte das alles mit begeisterter Miene und mit Gebärden, die in der Luft launenhafte Linien beschrieben. Bestimmt hätte er jedem anderen Menschen als einem Priester – der den Teufel mit einigen Worten Latein jederzeit vernichten kann – Angst eingeflößt.

Glücklicherweise ließ sich die Vesperglocke vernehmen, und indem er seine Mütze ergriff und deren Federbusch mit einer leichten Fingerbewegung kräuselte, vollführte Meister Effarane eine tiefe Verbeugung und kehrte zu seinem Balgtreter auf dem Dorfplatz zurück. Obwohl er nun fort war, glaubte die alte Magd etwas wie Schwefelgeruch in der Luft festzustellen.

In Tat und Wahrheit rauchte aber der Ofen.

VI

Es versteht sich von selbst, daß von diesem Tage an nur noch über diesen ernstesten Vorfall gesprochen wurde, der die Leute im Dorf leidenschaftlich bewegte. Der große Künstler namens Effarane, zugleich ein großer Erfinder, traute es sich zu, unsere Orgel mit einem Kinderstimmenregister zu bereichern. So würde man also nächste Weihnachten nach den Hirten und den Heiligen Drei Königen, die von Trompetenstößen, vom Schnarrwerk und von Flötenklängen begleitet wurden, die frischen, kristallklaren Stimmen der Engel hören, die um das kleine Jesuskind und um die Gottesmutter herumflattern.

Die Arbeiten begannen schon am nächsten Tag; Meister Effarane und sein Gehilfe hatten sich ans Werk gemacht. Während der Schulpausen gingen ich und ein paar andere aus der Klasse die beiden besuchen. Man ließ uns auf die Empore hinaufsteigen unter der Bedingung, daß wir nicht stören würden. Das ganze Orgelgehäuse war geöffnet, in seinen Urzustand zurückversetzt. Eine Orgel ist lediglich eine an den Windkasten angebaute Panflöte mit Blasebalg und Register, das heißt mit einem Regierwerk, das die Windzufuhr steuert. Unser Instrument war ein großes Modell mit vierundzwanzig Hauptregistern und vier Manualen zu je vierundfünfzig Tasten, überdies mit einem Pedal für die zwei Oktaven umfassenden Grundstimmen der Baßlage. Wie riesig kam uns doch dieser Wald von Zungen- oder Lippenpfeifen aus Holz und aus Zinn vor! Man hätte sich in diesem dichten Massiv verlieren können! Und was für komische Namen kamen über die Lippen von Meister Effarane: Doppelregister, Flötenregister, Krummhörner, Bombarden, Prinzipal, Gemshörner!

Wenn ich denke, daß es sechzehn Fuß lange Pfeifen aus Holz und zweiunddreißig Fuß lange aus Zinn gab! In diesen Pfeifen hätte man die ganze Schule mitsamt Herrn Walrügis verstauen können! Wir betrachteten das Durcheinander mit einer an Schrecken grenzenden Verblüffung.

»Henri«, sagte Hockt und wagte einen Blick unter das Gehäuse, »es sieht einer Dampfmaschine ähnlich ...«

»Nein, eher einer Geschützbatterie«, sagte Farina, »es sind Kanonen, die mit Musikkugeln auf einen schießen ...!«

Ich fand keinen Vergleich, aber wenn ich an die Windstöße dachte, die der doppelte Blasebalg durch diese Riesenpfeifen hindurchjagen konnte, ergriff mich ein Schauer, der mich stundenlang erzittern ließ.

Meister Effarane arbeitete inmitten dieses Wirrwarrs, ohne je in Verlegenheit zu geraten. In Wirklichkeit befand sich die Orgel von Kalfermatt in einem ziemlich guten Zustand, und die Reparaturen, die sie benötigte, waren nur geringfügig, dafür hätten mehrere Jahre alte Staubschichten entfernt werden müssen. Was die größten Schwierigkeiten bereiten würde, war der Einbau des Kinderstimmenregisters. Diese Vorrichtung, eine Reihe von Kristallflöten, die sicher liebliche Töne hervorbringen würden, lag in einem Kasten bereit. Meister Effarane, ein ebenso geschickter Orgelbauer, wie er ein hervorragender Organist war, hoffte, daß ihm endlich das gelingen würde, was ihm bis dahin mißlungen war. Allerdings bemerkte ich, daß er nur zögernd zu Werk ging, auf der einen Seite probierte, dann auf der anderen, und, wenn es nicht klappte, Schreie ausstieß wie ein wütender Papagei, der von seiner Besitzerin geneckt wird.

Brrrr ... diese Schreie jagten mir Schauer über den ganzen Körper, und ich spürte, wie mir die

Haare zu Berg standen.

Ich möchte betonen, daß das, was ich sah, mich im höchsten Maß beeindruckte. Die Innereien des geräumigen Orgelgehäuses, dieses aufgeschlitzten Riesentieres mit seinen vor mir ausgebreiteten Organen, das alles beschäftigte mich bis zur Besessenheit.

Nachts träumte ich davon, und tagsüber kehrten meine Gedanken unaufhörlich dahin zurück. Vor allem der Kasten mit den Kinderstimmen, den ich nicht zu berühren gewagt hätte, erschien mir wie ein Käfig voller Kinder, die Meister Effarane züchtete, um sie mit seinen Organistenfingern zum Singen zu bringen.

»Was hast du, Joseph?« fragte mich Betty.

»Ich weiß nicht«, antwortete ich.

»Ist es vielleicht, weil du zu oft zur Orgel hinaufsteigst?«

»Ja ... vielleicht.«

»Geh nicht mehr hin, Joseph!«

»Ich werde nicht mehr hingehen, Betty.«

Und gegen meinen Willen begab ich mich noch am selben Tag wieder zur Orgel. Ich bekam Lust, mich in diesem Wald aus Pfeifen zu verlieren, in die dunkelsten Winkel zu schlüpfen, Meister Effarane, dessen Hammer ich zuhinterst im Gehäuse klopfen hörte, dorthin zu folgen. Ich hütete mich, zu Hause über all das zu reden; mein Vater und meine Mutter hätten mich für verrückt gehalten.

VII

Acht Tage vor Weihnachten saßen wir im morgendlichen Klassenzimmer, die Mädchen auf der einen, die Knaben auf der anderen Seite. Herr Walrügis thronte auf seinem Katheder; seine betagte Schwester strickte in ihrer Ecke mit langen Nadeln, wahren Bratspießen von Stricknadeln. Und Wilhelm Tell hatte bereits den Gesslerhut verhöhnt, als die Tür aufging.

Herein kam der Pfarrer.

Wir erhoben uns anstandshalber alle, aber hinter dem Pfarrer tauchte Meister Effarane auf.

Alle senkten den Blick vor den durchdringenden Augen des Orgelbauers. Was wollte er in der Schule, und weshalb wurde er vom Pfarrer begleitet?

Ich glaubte zu bemerken, daß er mich schärfer ansah als die anderen. Zweifellos hatte er mich wiedererkannt, und mir war unbehaglich zumute.

Indessen hatte Herr Walrügis sein Katheder verlassen und ging auf den Pfarrer zu, indem er sagte: »Was verschafft mir die Ehre?«

»Herr Schulmeister, ich wollte Ihnen Meister Effarane vorstellen, der Ihre Schüler zu besuchen wünschte.«

»Und weshalb?«

»Er hat mich gefragt, ob es in Kalfermatt einen Schülerchor gebe, Herr Walrügis. Ich habe das bejaht. Ich habe ihm ferner gesagt, daß der Chor hervorragend war zu der Zeit, als der arme Eglisack ihn leitete. Daraufhin äußerte Meister Effarane den Wunsch, den Chor zu hören. So habe ich den Meister heute morgen in Ihre Klasse mitgenommen und bitte Sie, ihn zu entschuldigen.«

Herr Walrügis hatte keine Entschuldigungen entgegenzunehmen. Denn alles, was der Pfarrer tat, war wohlgetan. Wilhelm Tell würde für einmal warten müssen.

Und dann, auf ein Handzeichen von Herrn Walrügis hin, setzten wir uns; der Pfarrer auf einen Sessel, den ich für ihn holte, Meister Effarane auf eine Ecke des Tisches, an dem die Mädchen saßen, die bereitwillig zur Seite gerückt waren, um ihm Platz zu machen.

Am nächsten bei Meister Effarane saß Betty, und ich sah wohl, daß die liebe Kleine sich ängstigte vor den langen Händen und den langen Fingern, die neben ihr luftige Arpeggien beschrieben.

Meister Effarane ergriff das Wort und sagte mit seiner schneidenden Stimme: »Das sind also die Kinder, die im Chor sind?«

»Sie gehören nicht alle dazu«, antwortete Herr Walrügis.

»Wie viele?«

»Sechzehn.«

»Knaben und Mädchen?«

»Ja«, sagte der Pfarrer, »Knaben und Mädchen, und weil sie in diesem Alter dieselbe Stimmlage haben ...«

»Irrtum«, entgegnete Meister Effarane aufgebracht, »und das Ohr eines Kenners würde sich da nicht täuschen lassen.«

Natürlich erstaunte uns diese Antwort. Gerade Bettys und meine Stimme glichen sich so sehr im Klang, daß man zwischen ihrer und meiner nicht unterscheiden konnte, wenn wir sprachen; später sollte es dann anders sein, da nach dem Stimmbruch bei Frauen und Männern unterschiedliche Stimmlagen entstehen. Auf jeden Fall gab es mit einer Persönlichkeit wie Meister Effarane nichts zu diskutieren, und alle ließen sich das gesagt sein.

»Die Kinder, welche im Chor singen, mögen vortreten«, bat er und hob den Arm wie einen Dirigentenstock.

Acht Knaben, darunter ich, und acht Mädchen, darunter Betty, stellten sich in zwei Reihen einander gegenüber auf. Und jetzt begann er uns viel gründlicher zu prüfen, als wir es zu Zeiten von Eglisack je erlebt hatten. Wir mußten den Mund öffnen, die Zunge herausstrecken, lange ein- und ausatmen, ihm die Stimmbänder bis auf den Grund der Kehle zeigen, und es schien, als wollte er sie mit den Fingern zupfen. Ich glaubte, er werde uns stimmen, als wären wir Geigen oder Violoncelli. Ehrlich gesagt, wir waren, die einen wie die anderen, eingeschüchtert.

Der Pfarrer, Herr Walrügis und seine betagte Schwester saßen verdutzt da und wagten kein Wort zu sagen.

»Achtung!« rief Meister Effarane, »die C-Dur-Tonleiter solfeggieren! Ich gebe euch den Ton an.«

Den Ton? Ich erwartete, daß er einen kleinen Gegenstand mit zwei Zinken, ähnlich jenem des guten Eglisack, aus der Tasche ziehen würde, dessen Schwingungen in Kalfermatt wie andernorts das offizielle A erzeugen würden.

Aber da erlebte ich eine weitere Überraschung.

Meister Effarane hatte den Kopf gesenkt, und mit seinem gekrümmten Daumen versetzte er sich am Schädelansatz einen scharfen Schlag. O Wunder! Sein oberster Wirbel gab einen metallischen Ton von sich, und es war genau das A mit seinen offiziell festgelegten achthundertsiebzig Schwingungen.

Meister Effarane hatte in seinem Innern von Natur eine Stimmgabel! Und nun gab er uns eine kleine Terz höher das C an, während, sein Zeigefinger am Ende des Armes leicht zitterte, und sagte wieder: »Achtung! Zuerst ein Auftakt!«

Und so solfeggierten wir die C-Tonleiter, zuerst aufwärts, dann abwärts.

»Schlecht ... schlecht ...«, rief Meister Effarane aus, als der letzte Ton verklungen war, »ich höre sechzehn verschiedene Stimmen, und ich sollte nur eine einzige hören.«

Ich bin der Meinung, daß er sich viel zu heikel verhielt, denn wir waren es gewohnt, mit großer Präzision zusammen zu singen, was uns immer sehr viele Komplimente eingebracht hatte.

Meister Effarane schüttelte den Kopf, warf unzufriedene Blicke nach rechts und nach links. Es kam mir vor, als würden sich seine Ohren, die eine gewisse Beweglichkeit aufwiesen wie bei den Hunden, Katzen und anderen Vierfüßern, aufrichten.

»Beginnen wir nochmals!« rief er laut. »Diesmal eines nach dem anderen. Jedes von euch sollte einen persönlichen Ton, sozusagen einen physiologischen Ton haben, den einzigen, den es in einem Chor je singen sollte.«

Einen einzigen Ton – einen physiologischen! Was mochte dieses Wort bedeuten? Nun, ich hätte gerne gewußt, welches sein Ton, der Ton dieses Originals und auch der Ton des Pfarrers war, der immerhin eine hübsche Sammlung von Tönen besaß, von denen einer falscher war als der andere!

Wir begannen nicht ohne anfängliche Bangigkeit – würde uns dieser schreckliche Mann etwa noch grob behandeln? – und nicht ohne eine gewisse Neugierde, welches wohl unser persönlicher Ton sei, den wir in unserer Kehle pflegen sollten wie eine Pflanze in ihrem Topf.

Hockt war der erste, und nachdem er die einzelnen Noten der Tonleiter gesungen hatte, wurde ihm von Meister Effarane das G als physiologisch zugestanden, als der präziseste, der wärmste Ton, den sein Kehlkopf hervorzubringen vermochte. Nach Hockt kam Farina an die Reihe, der auf immer und ewig zum A verurteilt wurde.

Dann mußten sich auch meine übrigen Kameraden dieser peinlich genauen Prüfung unterziehen, und ihr günstigster Ton erhielt den offiziellen Kontrollstempel von Meister Effarane.

Jetzt trat ich vor.

»Ah, du bist es, Kleiner!« sagte der Organist.

Und indem er meinen Kopf in die Hände nahm, drehte er ihn hin und her, so daß ich befürchtete, er werde ihn schließlich noch abschrauben.

»Laß hören, welches dein Ton ist«, meinte er dann.

Ich sang die Tonleiter vom C bis zum hohen C hinauf und hinunter. Meister Effarane schien nicht befriedigt zu sein. Er befahl mir, nochmals zu beginnen ... Es ging nicht ... Es ging nicht. Ich fühlte mich sehr gedemütigt. Mir, einem der Besten in der Singschule, sollte der individuelle Ton fehlen?

»Los!« rief Meister Effarane. »Die chromatische Tonleiter ... Vielleicht werde ich dort deinen Ton entdecken.«

Und meine Stimme kletterte in Halbtönen die Oktave hinauf. »Gut ... gut!« sagte der Organist. »Ich habe deinen Ton, und du wirst ihn nun während eines ganzen Taktes aushalten!«

»Und welcher ist es –?« fragte ich ein wenig zitternd.

»Das Dis.«

Und ich hielt das Dis aus, ohne einmal Atem zu holen.

Der Priester und Herr Walrügis ließen es sich nicht nehmen, ihre Befriedigung zu zeigen.

»Jetzt kommen die Mädchen an die Reihe!« befahl Meister Effarane.

Und ich dachte: »Wenn Bettys Ton nur auch das Dis wäre.« Es hätte mich nicht gewundert, unsere beiden Stimmen paßten ja so gut zusammen!

Die Mädchen wurden eines nach dem anderen geprüft. Der Ton des einen war das H, jener des anderen das E. Als Betty Clère an der Reihe war, stellte sie sich sehr eingeschüchtert vor Meister Effarane hin.

»Laß hören, Kleine.«

Und sie sang mit ihrer lieblichen Stimme, die so angenehm klang, daß man einen Distelfink zu hören glaubte. Aber es war bei Betty dasselbe wie bei ihrem Freund Joseph Müller. Man mußte die chromatische Tonleiter zu Hilfe nehmen, um ihren individuellen Ton zu finden, und

schließlich wurde ihr das Es zugeteilt.

Zunächst war ich betrübt, aber nach reiflicher Überlegung konnte ich nicht anders, als stolz sein. Betty hatte das Es und ich das Dis. Nun, ist das nicht dasselbe ...? Und ich begann in die Hände zu klatschen.

»Was hast du denn, Kleiner?« fragte mich der Organist und runzelte die Stirn.

»Ich habe große Freude«, wagte ich zu antworten, »denn Betty und ich, wir haben den gleichen Ton ...«

»Den gleichen?« schrie Meister Effarane. Und er richtete sich so hoch auf, daß sein Arm die Zimmerdecke berührte. »Den gleichen Ton!« wiederholte er. »Ach, du glaubst, ein Dis und ein Es, das sei dasselbe, du Ignorant, Eselsohren sollte man dir aufsetzen! War es wohl euer Eglisack, der euch einen solchen Stumpfsinn beibrachte? Und Sie ließen das zu, Priester ...? Und Sie auch, Schulmeister ...? Und Sie ebenfalls, altes Fräulein?«

Die Schwester von Herrn Walrügis suchte nach einem Tintenfaß, das sie ihm an den Kopf werfen konnte.

Aber er fuhr fort und überließ sich dabei der vollen Wucht seines Zornes: »Du kleiner Unglücksrabe, du weißt also nicht, was ein Komma ist, dieser Achtelton, der das Dis vom Es, das Ais vom B unterscheidet und so weiter? Das ist ja allerhand! Ist hier wirklich niemand imstande, Achteltöne zu beurteilen? Gibt es denn nur geschrumpfte, verhärtete, verkalkte, geplatzte Trommelfelle in den Ohren von Kalfermatt?«

Wir wagten uns nicht zu rühren. Die Fensterscheiben klirrten von Meister Effaranes gellender Stimme. Ich war untröstlich darüber, diesen Ausbruch provoziert zu haben, und sehr traurig, daß zwischen Bettys und meiner Stimme dieser Unterschied bestand, wenn es auch nur ein Achtelton war. Der Pfarrer schaute mich bedeutungsvoll an, Herr Walrügis warf mir Blicke zu ...

Dann beruhigte sich der Organist plötzlich und sagte: »Aufgepaßt! Jedes nimmt seinen Platz in der Tonleiter ein!«

Wir begriffen, was gemeint war, und jedes Kind begab sich an den seinem persönlichen Ton zukommenden Platz, Betty als Es an den vierten Platz und ich als Dis neben sie, unmittelbar neben sie. Das heißt, wir stellten eine Panflöte oder vielmehr Orgelpfeifen dar mit dem jeweils einzigen Ton, den jede einzelne Pfeife hervorzubringen vermag.

»Die chromatische Tonleiter«, rief Meister Effarane, »und zwar richtig. Sonst ...!«

Wir ließen es uns nicht zweimal sagen. Der mit dem C betraute Schulkamerad begann; es ging weiter; Betty sang ihr Es, dann ich mein Dis, und den Unterschied konnten die Ohren des Organisten, wie er sagte, beurteilen. Nachdem wir die Tonleiter hochgeklettert waren, sangen wir sie dreimal hintereinander abwärts.

Meister Effarane schien sogar ziemlich befriedigt zu sein.

»Gut, Kinder!« sagte er. »Es wird mir gelingen, aus euch eine lebende Klaviatur zu machen!«

Und da der Pfarrer mit nicht sehr überzeugter Miene mißbilligend den Kopf schüttelte, entgegnete Meister Effarane: »Warum nicht? Man hat doch auch mit Katzen ein Klavier zusammengestellt, mit Katzen, die je nach dem Miauen ausgewählt wurden, das sie ausstießen, wenn man sie in den Schwanz kniff! Ein Katzenklavier, ein Katzenklavier!« wiederholte er.

Wir begannen zu lachen, ohne recht zu wissen, ob es Meister Effarane bei diesen Worten ernst

war oder nicht. Aber später erfuhr ich, daß er die Wahrheit gesagt hatte, als er von diesem Klavier aus Katzen sprach, die miauten, wenn ein Mechanismus sie in den Schwanz kniff! Gütiger Gott! Was den Menschen nicht alles einfällt!

Dann ergriff Meister Effarane seine Mütze, grüßte, wandte sich um und verließ das Schulzimmer, indem er sagte: »Vergeßt euren Ton nicht, vor allem du nicht, Herr Dis, und auch du nicht, Fräulein Es!«

Und diese Übernamen sind uns geblieben.

VIII

Das war also der Besuch von Meister Effarane an der Kalfermatter Schule. Er hatte bei mir einen sehr starken Eindruck hinterlassen. Es kam mir vor, als würde zuhinterst in meiner Kehle unablässig ein Dis schwingen.

Unterdessen schritten die Arbeiten an der Orgel voran. Noch acht Tage waren es bis Weihnachten. Meine ganze freie Zeit verbrachte ich auf der Empore. Es war stärker als ich. Ich half sogar, so gut ich konnte, dem Orgelbauer und seinem Balgtreter, aus dem man kein Wort herausbrachte. Jetzt waren die Register wieder in gutem Zustand, das Bläserwerk funktionstüchtig, das Gehäuse frisch instandgesetzt, und seine Kupferteile glänzten im Halbschatten des Kirchenschiffes. Ja, man wäre bereit für die Weihnachtsfeier, ausgenommen vielleicht in bezug auf das berühmte Kinderstimmenregister.

Dort haperte es in der Tat mit der Arbeit. Das war nur zu offensichtlich angesichts der Verdrießlichkeit von Meister Effarane. Er versuchte, er versuchte nochmals ... Die Sache klappte nicht. Ich weiß nicht, was seinem Register fehlte, er wußte es auch nicht. Dies rief bei ihm eine Enttäuschung hervor, die sich in heftigen Wutausbrüchen äußerte. Er gab der Orgel die Schuld, dem Bläserwerk, dem Balgtreter, dem armen Dis, der nichts dafür konnte! Einige Male befürchtete ich, er werde alles kurz und klein schlagen, so daß ich die Flucht ergriff ... Und was würde die um ihre Hoffnung betrogene Kalfermatter Bevölkerung sagen, wenn die Hauptfeier des Kirchenjahres nicht mit dem ganzen Prunk, der ihr gebührt, abgehalten würde?

Nicht zu vergessen, daß der Schülerchor diese Weihnachten nicht singen konnte, da er sich aufgelöst hatte, und daß man deshalb auf die Orgelmusik angewiesen sein würde.

Kurz und gut, der Festtag kam. Während der letzten vierundzwanzig Stunden hatte sich der immer stärker enttäuschte Meister Effarane zu derartigen Zornesausbrüchen hinreißen lassen, daß man um seinen Verstand zu bangen hatte. Würde er auf diese Kinderstimmen verzichten müssen? Ich wußte es nicht, denn er hatte mich derart erschreckt, daß ich mich nicht mehr auf die Empore, ja nicht einmal mehr in die Kirche wagte.

Am Abend der Weihnachtsfeier schickte man die Kinder gewöhnlich schon beim Eindämmern ins Bett, und sie schliefen dann, bis es Zeit für den Kirchgang war. So waren sie imstande, während der Mitternachtsmesse wach zu bleiben. An jenem Abend begleitete ich denn die kleine Es – ich war dazu übergegangen, sie so zu nennen – nach der Schule bis vor ihre Haustür.

»Versäume ja die Messe nicht«, sagte ich zu ihr.

»Nein, Joseph, und du vergiß dein Gebetbuch nicht.«

»Keine Angst.«

Ich kehrte nach Hause zurück, wo man mich erwartete.

»Du gehst jetzt zu Bett«, sagte meine Mutter zu mir.

»Ja«, antwortete ich, »aber ich bin nicht schläfrig.«

»Das macht nichts!«

»Trotzdem ...«

»Tu, was deine Mutter sagt«, entgegnete mein Vater, »und wir werden dich wecken, wenn es Zeit zum Aufstehen ist.«

Ich gehorchte, ich gab meinen Eltern einen Kuß, und ich ging in mein Zimmerchen hinauf. Meine sauberen Kleider lagen auf einer Stuhllehne, und meine geputzten Schuhe standen neben der Tür. Ich würde das alles beim Aufstehen nur noch anziehen müssen, nachdem ich mir Gesicht und Hände gewaschen hatte.

Sobald ich unter mein Bettlaken geschlüpft war, löschte ich die Kerze aus, aber von der Schneedecke auf den Dächern der Nachbarhäuser blieb ein schwacher Lichtschimmer zurück.

Natürlich war ich nicht mehr in dem Alter, da man einen Schuh in den Kamin stellt in der Hoffnung, ein Weihnachtsgeschenk darin zu finden. Aber ich erinnerte mich, daß dies damals eine schöne Zeit gewesen war, die nicht mehr zurückkommen würde. Das letzte Mal, vor drei oder vier Jahren, hatte meine geliebte Es ein hübsches Silberkreuz in ihrem Pantoffel gefunden ... Ihr dürft es nicht weitersagen, aber ich war derjenige, der es hineingelegt hatte!

Dann verwischten sich diese erfreulichen Dinge in meinem Kopf. Ich dachte an Meister Effarane. Ich sah ihn neben mir sitzen, sah seinen langen Gehrock, seine langen Beine, seine langen Hände, sein langes Gesicht ... Ich konnte meinen Kopf noch so sehr ins Kissen wühlen, ich sah ihn trotzdem, ich spürte, wie seine Finger dem Bett entlang strichen ... Doch nachdem ich mich hin und her gewälzt hatte, fand ich endlich den Schlaf. Wie lange dauerte mein Schlummer? Ich weiß es nicht. Aber plötzlich wurde ich unsanft geweckt, eine Hand hatte sich auf meine Schulter gelegt.

»Los, Dis!« sagte eine Stimme, die ich sogleich erkannte, zu mir. Es war die Stimme von Meister Effarane.

»Nun aber los, Dis ... Es ist Zeit ... Willst du etwa die Messe versäumen?«

Ich hörte ihn, ohne zu begreifen.

»Muß ich dich denn aus dem Bett zerren, wie man das Brot aus dem Ofen holt?«

Mein Bettlaken wurde kurzerhand beiseite geschoben. Ich öffnete die Augen, sie wurden vom Schein einer Laterne geblendet, die in einer Hand baumelte ... Ich wurde von einem unbeschreiblichen Schrecken ergriffen ... Es war wirklich Meister Effarane, der mit mir sprach.

»Los, Dis, zieh dich an.«

»Mich anziehen ...?«

»Es sei denn, du möchtest im Nachthemd zur Messe gehen! Hörst du denn die Glocke nicht?«

Tatsächlich läutete die Kirchenglocke mit aller Kraft.

»Also, Dis, wirst du dich nun anziehen?«

Ohne mir dessen bewußt zu sein, war ich innerhalb einer Minute angekleidet. Es stimmt, Meister Effarane hatte mir geholfen, und was er tat, tat er rasch.

»Komm«, sagte er und nahm seine Laterne wieder auf.

»Aber mein Vater, meine Mutter ...«, wandte ich ein.

»Sie sind schon in der Kirche.«

Es erstaunte mich, daß sie nicht auf mich gewartet hatten. Schließlich gehen wir die Treppe

hinab. Die Haustür wird geöffnet, dann wieder geschlossen, und schon stehen wir auf der Straße. Was für eine bissige Kälte! Der Dorfplatz ist ganz weiß, der Himmel ganz mit Sternen übersät. Die Kirche und der Kirchturm heben sich vom Hintergrund ab, und es ist, als wäre die Turmspitze von einem Stern angezündet worden.

Ich folgte Meister Effarane. Aber statt in Richtung Kirche zu gehen, biegt er hier und dort in Seitenstraßen ein. Er bleibt vor Häusern stehen, deren Türen aufgehen, ohne daß er anzuklopfen braucht. Aus den Türen treten meine Kameraden in ihren Festtagskleidern, Hockt, Farina, all jene, die zum Schülerchor gehörten. Dann sind die Mädchen an der Reihe und zuallererst meine kleine Es. Ich nehme sie bei der Hand.

»Ich habe Angst!« sagt sie zu mir.

Ich wagte nicht zu antworten: »Ich auch!«, da ich befürchtete, sie damit noch mehr zu erschrecken.

Endlich sind wir vollzählig. Alle, die ihren persönlichen Ton haben, die ganze chromatische Tonleiter eben ... Aber was beabsichtigt denn der Organist? Möchte er etwa in Ermangelung seines Kinderstimmenregisters mit dem Schülerchor ein Register bilden?

Ob man will oder nicht, man muß dieser phantastischen Person gehorchen, so wie die Musiker ihrem Dirigenten gehorchen, wenn der Stock in seinen Fingern bebt. Wir kommen an der Seitentür der Kirche an und schreiten paarweise hindurch. Noch niemand ist im Kirchenschiff, das kalt, düster, still daliegt. Dabei hat er mir doch gesagt, daß mein Vater und meine Mutter mich hier erwarten ...! Ich frage ihn, ich wage es, ihn zu fragen. »Schweig, Dis«, antwortet er, »und hilf der kleinen Es hinaufsteigen.«

Das tat ich. Nun erklimmen wir alle die enge Wendeltreppe und erreichen die oberste Stufe, die zur Empore führt. Diese ist plötzlich hell erleuchtet. Das Manual der Orgel ist geöffnet, der Balgtreter an seinem Posten, es ist, als wäre er vom heftigen Wind des Blaseswerkes aufgebläht, so riesengroß erscheint er!

Auf ein Zeichen von Meister Effarane stellen wir uns in der richtigen Reihenfolge auf. Er streckt den Arm aus; das Orgelgehäuse geht auf und hinter uns wieder zu ...

Alle sechzehn Kinder sind wir in den Pfeifen des Grandjeu eingeschlossen, jedes für sich, aber nebeneinander stehend. Betty befindet sich als Es in der vierten Pfeife und ich als Dis in der fünften! Ich hatte also das Vorhaben von Meister Effarane richtig erraten. Es gab keinen Zweifel mehr. Da er sein Werk nicht einbauen konnte, setzte er das Kinderstimmenregister mit uns Kindern des Schülerchors zusammen, und wenn der Wind uns über das Pfeifenmaul erreicht, wird jedes seinen eigenen Ton von sich geben! Das sind keine Katzen, sondern wir sind es, ich und Betty und alle unsere Schulkameraden, die über die Tasten der Klaviatur manipuliert werden sollen!

»Betty, bist du da?« rief ich.

»Ja, Joseph.«

»Hab keine Angst, ich bin neben dir.«

»Ruhe!« kreischte die Stimme von Meister Effarane.

Und wir schwiegen.

IX

Unterdessen hatte sich die Kirche nach und nach mit Leuten gefüllt. Durch den schrägen Spalt meiner Pfeife konnte ich sehen, wie die Menge der Gläubigen in das jetzt hell erleuchtete Kirchenschiff strömte. Und diese Familien wußten nicht, daß sechzehn ihrer Kinder in der Orgel eingeschlossen waren! Ich hörte deutlich das Geräusch der Schritte auf den Bodenfliesen, das Zusammenstoßen der Stühle, das Klappern der Schuhe und auch der Holzpantinen in jener Klangfülle, die den Kirchen eigen ist. Die Gläubigen nahmen ihre Plätze ein, um der Mitternachtsmesse beizuwohnen, und die Glocke läutete immer noch.

»Bist du da?« fragte ich Betty nochmals.

»Ja, Joseph«, antwortete mir eine schwache, zitternde Stimme.

»Hab keine Angst ... Hab keine Angst, Betty! Wir sind nur während der Messe hier ... Nachher wird man uns wieder freilassen.«

Im Grunde genommen glaubte ich nicht, daß dies geschehen würde. Nie würde Meister Effarane diese Käfigvögel fliegen lassen, und dank seiner diabolischen Macht würde er uns lange gefangenhalten können ... vielleicht für immer!

Schließlich ertönt die Chorklingel. Der Priester und seine beiden Ministranten stehen vor den Altarstufen. Die Messe wird gleich beginnen.

Aber wie war es möglich, daß unsere Eltern sich keine Sorgen um uns gemacht hatten? Ich sah meinen Vater und meine Mutter ruhig an ihren Plätzen sitzen. – Ebenso ruhig waren Herr und Frau Clère. – Ruhig die Familien unserer Kameraden. Es war unerklärlich.

Ich dachte noch darüber nach, als ein Wirbelwind durch das Orgelgehäuse brauste. Alle Pfeifen erbebten wie ein Wald im Sturm. Der Balg arbeitete mit ganzer Kraft. Meister Effarane hatte die Einleitung zum Introitus zu spielen begonnen. Das Grandjeu und sogar die Pedalstimmen erklangen wie Donnerrollen. Es endete mit einem großartigen Schlußakkord, der auf der Baßstimme des zweiunddreißigfüßigen Schnarrwerkes ausgehalten wurde. Dann stimmte der Priester den Introitus an: Dominus dixit ad me: Filius meus es tu. Und beim Gloria eine erneute Attacke von Meister Effarane mit dem schmetternden Trompetenregister.

Ich lauerte voller Bangigkeit auf den Moment, da die Windstöße des Blaseswerkes durch unsere Pfeifen fegen würden; aber der Organist sparte uns zweifellos für den Mittelteil der Messe auf ...

Nach der Kollekte kommt die Epistel. Nach der Epistel das Graduale, das mit zwei glanzvollen Halleluja unter Begleitung des Grandjeu der Orgel abschließt. Und dann schwieg die Orgel für eine Weile während des Evangeliums und der Predigt, in welcher der Pfarrer dem Organisten dafür dankte, daß er der Kirche von Kalfermatt ihre verstummten Stimmen zurückgegeben hatte ... Ach, hätte ich doch schreien, mein Dis durch den Spalt der Pfeife senden können!

Wir sind beim Offertorium angekommen. Nach den Worten Laetentur coeli, et exultet terra ante faciem Domini quoniam venit ein bewundernswertes Präludium von Meister Effarane mit dem Hauptflötenregister, im Verein mit dem Doppelregister. Es war großartig, ich muß es zugeben. Bei diesen Harmonien von unaussprechlichem Zauber herrscht Freude im Himmel, und es ist, als würden die himmlischen Chöre die Herrlichkeit des göttlichen Kindes besingen.

Dies dauert fünf Minuten, die mir wie fünf Jahrhunderte vorkommen, denn ich ahne, daß bei der Wandlung, für welche große Künstler die erhabensten Improvisationen ihrer Schöpferkraft aufsparen, die Kinderstimmen an die Reihe kommen werden ... Wirklich, ich bin mehr tot als lebendig. Mir scheint, daß meine von der Erwartungsangst ausgetrocknete Kehle niemals einen Ton hervorbringen wird. Aber ich habe nicht mit dem unwiderstehlichen Wind gerechnet, der mich aufblähen wird, sobald die mich regierende Taste sich unter dem Finger des Organisten senkt.

Schließlich ist sie da, die gefürchtete Wandlung. Die Klingel läßt ihr etwas sprödes Läuten vernehmen. Im Kirchenschiff herrscht die Stille der allgemeinen Andacht. Die Köpfe beugen sich, während die beiden Ministranten das Meßgewand des Priesters hochheben ...

Nun, obwohl ich ein frommes Kind bin, ich bin nicht andächtig! Ich denke an nichts anderes als an das Gewitter, das sich unter meinen Füßen entfesseln wird! Und da sage ich mit halblauter Stimme, damit nur sie mich hört: »Betty?«

»Was ist, Joseph?«

»Sei auf der Hut, wir sind gleich an der Reihe!«

»Ach, Jesus Maria!« ruft die arme Kleine.

Ich habe mich nicht getäuscht. Ein gedämpftes Geräusch ist zu hören, das Geräusch des Regierwerkes, das dem Wind den Zugang zu dem Windkasten verschafft, in welchen die Pfeifen des Kinderstimmenregisters münden. Eine süße, durchdringende Melodie schwebt unter dem Kirchengewölbe im Moment, da die Wandlung vollzogen wird. Ich höre das C von Hockt, das A von Farina; dann ertönt das Es meines geliebten neben mir stehenden Mädchens, dann schwillt meine Brust von einem Wind an, einem sanft erzeugten Wind, der das Dis durch meine Lippen bläst. Wollte man auch schweigen, man könnte nicht. Ich bin nur noch ein Instrument in der Hand des Organisten. Die Taste, die er auf seiner Klaviatur beherrscht, ist wie ein Ventil meines Herzens, das sich halb öffnet ... Ach, es ist herzerreißend! Nein! Wenn er so weitermacht, werden die Laute, die uns entströmen, keine Töne mehr sein, sondern Schreie, Schmerzensschreie ...! Und wie soll ich meine Qual beschreiben, als Meister Effarane mit fürchterlicher Wucht einen kleinen Septakkord anschlägt, in dem ich den zweiten Platz einnehme: C, Dis, Fis, A ...! Und da der grausame, der unerbittliche Künstler den Akkord endlos lange aushält, falle ich in Ohnmacht, ich spüre, wie ich sterbe, und verliere das Bewußtsein ...

Aus diesem Grund läßt sich gemäß der Harmonielehre die berühmte kleine Septime, da ihr nun das Dis fehlt, nie mehr auflösen ...

X

»Na, na, was hast du denn?« sagte mein Vater zu mir.

»Ich ... ich ...«

»Wach auf, es ist Zeit, zur Kirche zu gehen ...«

»Zeit ...?«

»Ja ... Heraus aus dem Bett, sonst versäumst du die Messe, und du weißt, ohne Messe kein Weihnachtessen!«

Wo war ich? Was war geschehen? War das alles nur ein Traum gewesen ... das Eingesperrtsein in den Orgelpfeifen, die Musik während der Wandlung, mein in die Brüche gehendes Herz, meine Kehle, die ihr Dis nicht mehr hervorbringen konnte ...?

Ja, meine lieben Kinder, von dem Augenblick an, da ich eingeschlafen war, bis zu dem Augenblick, da mein Vater mich aufweckte, hatte ich all das infolge meiner grenzenlos überreizten Phantasie geträumt.

»Meister Effarane?« fragte ich.

»Meister Effarane ist in der Kirche«, antwortete mein Vater.

»Deine Mutter ist auch schon dort ... Na also, willst du dich nicht anziehen?«

Wie im Rausch zog ich mich an und hörte immer noch die quälende und endlos lange kleine Septime ...

Ich betrat die Kirche. Ich sah alle an ihren gewohnten Plätzen: meine Mutter, Herrn und Frau Clère, meine geliebte kleine Betty, fest eingemummelt, denn es war sehr kalt. Die Glocke brummte noch hinter den Jalousien der Schalllöcher im Kirchturm, und ich konnte ihr Ausschwingen hören.

Der Priester trat in dem für große Kirchenfeiern üblichen Ornat vor den Altar und wartete auf den Triumphmarsch, den die Orgel spielen würde.

Aber wie groß war die Überraschung, als die Orgel, statt die majestätischen Akkorde erklingen zu lassen, die dem Introitus vorangehen sollten, still blieb! Nichts! Kein einziger Ton!

Der Küster stieg zur Empore hinauf ... Meister Effarane war nicht dort. Man suchte ihn. Vergeblich. Verschwunden war er, der Organist, und verschwunden war auch der Balgtreter. Meister Effarane hatte, zweifellos voller Wut darüber, daß es ihm nicht gelungen war, sein Kinderstimmenregister einzubauen, die Kirche, dann das Dorf verlassen, ohne sich sein Guthaben auszubezahlen zu lassen, und tatsächlich sah man ihn in Kalfermatt nie wieder.

Ich war ihm deswegen nicht böse, das gebe ich zu, meine lieben Kinder, denn in der Nähe dieses seltsamen Menschen wäre ich niemals mit einem Traum davongekommen, sondern so verrückt geworden, daß man mich ins Irrenhaus hätte stecken müssen!

Und wenn er verrückt geworden wäre, so hätte Herr Dis zehn Jahre später nicht Fräulein Es heiraten und mit ihr eine vom Himmel gesegnete Ehe – wenn es das denn gibt – eingehen können. Was beweist, daß man trotz des Unterschiedes von einem Achtelton, eines »Kommas«,

wie Meister Efferane es nannte, in der Ehe doch glücklich sein kann.

Ende.